

„Mit meinem Gott springe ich über Mauern“ (Psalm 18,30)

Aspekte zur Gestaltung von Kirche als Mitträger von Gesellschaft im Zusammenspiel von Caritas und Pastoral in einer wachsend säkularisierten Welt

„Wenn wir rausgehen auf die Straße, dann können Unfälle passieren. Aber wenn sich die Kirche nicht öffnet, nicht rausgeht und sich nur um sich selbst schert, wird sie alt. Wenn ich die Wahl habe zwischen einer Kirche, die sich beim Rausgehen auf die Straße Verletzungen zuzieht, und einer Kirche, die erkrankt, weil sie sich nur mit sich selbst beschäftigt, dann habe ich keine Zweifel: Ich würde die erste Option wählen.“¹ Mit seinem Amtsantritt hat Papst Franziskus im März 2013 hat auf dem Hintergrund dieses von ihm vor seiner Wahl zum Papst geäußerten Wort einen erneuerten Weg der Kirche eingefordert und eingeläutet. Er weist in dieser Perspektive besonders auf die Menschen hin, die Gott seiner Überzeugung nach in besonderer Weise mit seiner Liebe im Blick hat: Die aus welchen Gründen auch immer kirchlich wie gesellschaftlich Ausgegrenzten, Vergessenen. Er hat eine Vision von einer armen Kirche und einer Kirche der Armen aufgezeigt. Um dies zu werden, muss die Kirche nahe bei den Menschen sein.

Das Wesentliche jedoch: Papst Franziskus hat diese Perspektive nicht nur in Worte gefasst. Er lebt sie konsequent. So durch die Einforderung von Gerechtigkeit und Achtung der Menschenwürde während seines Besuchs der Flüchtlinge auf der Insel Lampedusa, der Begegnung der Menschen in den Elendsvierteln bei seinen Besuchern in den unterschiedlichen Ländern, durch die politische Anprangerungen der immer mehr auseinandergehenden Schere zwischen Armen und Reichen dieser Erde. Er wäscht jugendlichen Ausgegrenzten vor Ort in deren Lebenswelt, selbst in Gefängnissen die Füße. Er will ohne Rücksichtnahme auf seine eigene Sicherheit an den unterschiedlichen Orten den Menschen nahe sein, in deren Lebenswirklichkeit. Er will für alle Menschen ansprechbar sein – völlig gleich welcher gesellschaftlicher Stellung, Religion, sozialer Situation oder Herkunft sie sind. Hier ist für ihn der Ort, wo Gotts Liebe am nötigsten ist, wo sie aber auch am sichtbarsten wird.

Mit diesem Weg bestätigt Papst Franziskus auch für die deutsche Kirche einen Weg, der von immer mehr Gruppen, Gemeinschaften und Verbänden innerhalb der Katholischen Kirche seit vielen Jahrzehnten im Blick auf die sich scheinbar immer weiter säkularisierende Welt verfolgt und angemahnt wird – ja, er ermuntert zu diesem Weg, fordert geradezu dazu heraus. Es ist der Weg einer immer wichtiger und notwendiger werdenden Vernetzung in unterschiedlichen Felder der Caritas und Pastoral als Antwort auf die Fragen der Gottes- und Glaubenserfahrung in diesem realen gesellschaftlichen und kirchlichen Prozess. Dieser Prozess steht in Deutschland nicht nur, aber doch auch entscheidend in einem Zusammenhang mit den kontinuierlichen Veränderungen der gesellschaftlichen wie kirchlichen Rahmenbedingungen seit dem Fall der Mauer 1989 bis heute. Es ist aus kirchlicher Sicht ein Prozess ein rasch voranschreitender, alle Lebensbereiche durchdringender Prozess, der unter anderem auch durch die Geschichte im Osten Deutschlands eine ganz besondere Herausforderung geworden ist.

Mit dem Dialogprozess der Kirche in Deutschland hatten die Bischöfe bereits 2011 einen neuen Weg angestoßen, nach Antworten auf diese Entwicklung zu suchen, auch wenn sich der Weg im Laufe des Prozesses als holprig erwiesen hat. Unsicherheit, nicht selten

¹Barbara Hans: Wahl in Rom: Der Überraschungs-Pontifex, Spiegel online: 13.03.2013

Hilflosigkeit im Hinblick auf theologisch-biblische Neuorientierung und daraus folgernd neue sowohl soziologisch wie spirituell geprägte pastorale Handlungsstrategien und Umsetzungsmöglichkeiten sind ständige Begleiter. Aber er kann Früchte tragen, wie die jüngst im Bistum Freiburgerschienene Handreichung zur Seelsorge an wiederverheiratet Geschiedenen zeigt. Wenn der Dialogprozess zu einem vorläufigen Einschnitt gebracht worden ist, werden sich seine Ergebnisse an der von Papst Franziskus aufgezeigten Realitätsbezogenheit zum Leben der Menschen sich messen lassen müssen.

In einem kritischen Blick auf die Entwicklungen der katholischen Kirche in den östlichen Bistümern Deutschlands fordert Albert Franz auf, sich mit der Gestalt einer diakonischen Kirche in säkularisierter Welt und daraus auch mit einem neuen Verständnis des Umgangs mit den Menschen auseinanderzusetzen.²

Im Folgenden versuche ich, vor diesem Hintergrund aus Beobachtungen und Erfahrungen meiner Arbeit in unterschiedlichen Feldern der Caritas in Ost und West einige Diskussionsanstöße zur Weiterentwicklung zu geben. Dabei habe ich auch die Argumentationsweise von Paul Josef Cordes und Manfred Lütz im Blick, die mit ihren Überlegungen zum Thema „Entweltlichung“ insbesondere die Entwicklung der Caritasverbände und deren Mitgliedsorganisationen aus ihrer Sicht auf den Prüfstand stellen.³ Ohne mich im Detail mit der dort dargestellten Sichtweise auseinanderzusetzen, können die folgenden Überlegungen als alternative Ansätze verstanden werden.

Gesellschaftliche und kirchliche Realität sehen und als Herausforderung wahrnehmen

In den vergangenen Jahren sind Schlaglichter wie z. B. demographischer Wandel, Abnahme der Steuerzahlenden Katholiken, Rückgang der Priesterzahl, neue Seelsorgeeinheiten, Verlust der Jugend und andere auf allen kirchlichen Ebenen in der Diskussion. Hinzu kommen Fragen des sexuellen Missbrauchs, der geschiedenen und wiederverheirateten Menschen, der Lebenssituation homosexueller Menschen und viele andere. Faktum ist, dass auf den Gebieten der westlichen Bistümer die Anzahl der nichtgetauften oder keiner Religion angehörenden Menschen inzwischen bei bis zu 30 % liegt. Auf dem Gebiet der östlichen Bistümer liegt dieser bei 80 %. So beträgt beispielsweise der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung auf dem Gebiet des von der Fläche viertgrößten und von der Katholikenzahl zweitkleinsten deutschen Bistums Magdeburg ca. 3,5 % bei abnehmender Tendenz. Die Zahl der evangelischen Christen liegt bei ca. 15 %. In manchen ländlichen Gebieten der östlichen Bistümer wird es bis 2025 nur noch vereinzelt Katholiken geben, die dann neue Formen der Gemeinde- und Gemeinschaftserfahrung entwickeln und leben müssen. In Ost wie West steigt die Zahl der ungetauften und nicht mehr an christliche Gemeinschaften gebundenen Menschen. Andere Religionen wie der Islam werden immer mehr auch Ansprechpartner für die Menschen.

Wenn wir diese Zahlen aufnehmen, müssen wir aber der Realität noch klarer in die Augen sehen. Exemplarisch sei hier eine Begegnung in einer Vorstadtgemeinde einer Großstadt im Norden Deutschlands genannt. Eine Gemeinde mit 10 000, auf dem Gelände der Pfarrgemeinde eine Grundschule sowie ein Beratungsangebot des örtlichen Caritasverbandes. Auf die Frage, wie viele der 10 000 Katholiken noch in irgendeiner Weise Kontakt zur Gemeinde hätten, war die Antwort 10%. Kontakt besteht zu den übrigen 90% nur

²Vgl. Albert Franz: Dienst am Kirchenfernen – Überlegungen zu einer „Diakonischen Kirche“ im ehemaligen Osten Deutschlands, in: Martin Kirschner / Joachim Schmidl (Hg): Diakonia – Der Dienst der Kirche in der Welt, Herder, Freiburg, 2013, S. 144 - 152

³Vgl. Paul Josef Cordes / Manfred Lütz: Benediktus Vermächtnis und Franziskus' Auftrag – Entweltlichung – Eine Streitschrift, Herder, Freiburg, 2013

punktuell. Eine Kooperation und Vernetzung mit der Grundschule und der Beratungsstelle als Ansatzpunkt für eine Öffnung zu anderen gesellschaftlichen Gruppen ist begrenzt, eine gemeinsame konzeptionelle Zusammenarbeit gibt es nicht. Die Varianten in den Gemeinden in Deutschland und der Kirche vor Ort sind vielfältig. An dieser Stelle sei zwar betont, dass es auch viele positive Beispiele von Vernetzungen gibt. Fakt aber ist: 80 – 90 % der getauften Gemeindeglieder haben keinen Kontakt mehr zu ihrer Gemeinde. Gleichzeitig sind viele von ihnen in Vereinen, Parteien, Initiativen etc. engagiert – durchaus auf dem Hintergrund christlicher Wertorientierung.

Auch hier zeigt Papst Franziskus einen Weg auf, wie Offenheit ermöglicht werden kann: „Statt nur eine Kirche zu sein, die mit offenen Türen aufnimmt und empfängt, versuchen wir, eine Kirche zu sein, die neue Wege findet, aus sich heraus und zu denen zu gehen, die nicht zur ihr kommen, die ganz weggegangen oder die gleichgültig sind. Die Gründe, die jemand dazu gebracht haben, von der Kirche wegzugehen – wenn man sie gut versteht und wertet – können auch zur Rückkehr führen. Es braucht Mut und Kühnheit“.⁴

Dies aber entspricht letztlich dem Prinzip des Handelns Jesu, der als Wanderprediger den Menschen in ihren Lebenswirklichkeiten, in ihren familiären, gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen vorurteilsfrei begegnete und ihnen als von Gott geliebte Menschen dort das Heil verkündete, ja nicht selten Lebensperspektiven und Heilung brachte.

Die Milieustudien der vergangenen Jahre haben darüber hinaus gezeigt, dass Kirchengemeinden die Menschen am Rande der Gesellschaft, die Vergessenen in Kirche und Gesellschaft nicht im Blick haben. Es gibt reichlich Besuchsdienste für alte und kranke Menschen. Auch werden Brotkörbe und Tafeln für Menschen in sozialen Notlagen in vielen Gemeinden angeboten, wie auch viele andere Hilfen. Dieses Engagement kann nicht hoch genug bewertet werden. Aber eine Beteiligung oder gar Integration dieser Menschen als lebendigen Teil, als Subjekt der Gemeinde - nicht nur als Objekt der Hilfe - im Sinne einer wirklich „Diakonischen Gemeinde“ gibt es in der Regel nicht.

Orte der Begegnung mit der gesellschaftlichen Realität

In ihrer oben genannten Veröffentlichung machen Cordes und Lützdien Vorschlag, genauer hinzuschauen, ob die Anzahl der Caritaseinrichtungen noch so groß sein müsse, wenn das „Katholische“ nicht mehr durchscheine. Ob die „Karosserie“ nicht „zu groß für den Motor“ sei und daraus folgend nicht eine Rückführung auf einen Kern notwendig sei.⁵ Caritative Einrichtungen katholischer machen – was immer das auch heißen mag. Immer noch wird an manchen Orten die Frage gestellt, ob es nicht sinnvoll sei, eine Kindertagesstätte mit lediglich einem unter 50 % liegenden Anteil an katholischen Kindern und Familien der Kommune zurückzugeben. Oder welche Mindestzahl an katholischen Mitarbeitenden den Erhalt einer katholischen Einrichtung rechtfertigt. Im Osten ist der Anteil der ungetauften oder keiner Religion angehörenden Mitarbeitenden in katholisch-caritativen Einrichtungen der stationären Altenhilfe, Behindertenhilfe und Kinder- und Jugendhilfe mit ca. 80% ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Also schließen wir alle Einrichtungen – in dem Bewusstsein, dass damit in den Gebieten des Ostens in zehn bis fünfzehn Jahren Kirche im größten Teil der Gesellschaft mitgestalterische Möglichkeiten aus dem Evangelium heraus verloren haben wird? Und im Westen warten wir dann noch ein wenig länger? Für die Kirchengemeinden ist die Tatsache, dass sie noch eine Kindertagesstätte haben, oftmals die

⁴ Papst Franziskus in: Die Tagespost, 21.11.2013, S. 17

⁵ Vgl. Franz-Josef Cordes / Manfred Lütz a.a.O. S.130

einzig kommunalpolitische Präsenz, durch die Kirche als ernsthafter sozial- und gesellschaftspolitischer Partner wahrgenommen wird und sich mit an christlichen Werten orientierter Erziehung an der gesellschaftlichen Mitgestaltung beteiligen kann. Umso mehr ist die Entwicklung vieler Kindertagesstätten zu Familienzentren zu fördern, die eine gesellschaftliche Öffnung weiter voran bringt und damit eine Chance für ein erweitertes Orientierungsangebot für Familien ermöglicht.

Die Begegnung der Kirchengemeinden mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Lebenswirklichkeiten im Rahmen des Gemeindelebens ist begrenzt. Vor Jahren zeigte ein Sozialarbeiter des örtlichen Caritasverbandes einer Gruppe von Ständigen Diakonen und deren Frauen auf dem Gelände eines „Sozialen Brennpunktes“ in der Nähe von Koblenz eine kleine Kapelle mit einer Marienstatue. Er berichtete, über lange Zeit habe kein Kontakt zwischen der katholischen Gemeinde und den Menschen in dem Wohngebiet bestanden. Einladungen vonseiten der Gemeinde seien die Menschen nicht gefolgt – eine andere Welt. Bis eine Gruppe von Bewohnern, Sinti und Roma, diese kleine Kapelle baute und dann den ansässigen Pfarrer animierte, diese zu segnen. In den folgenden Jahren fanden hier einmal eine gottesdienstliche Feier und ein Fest statt, zu der dann auch die Mitglieder der Gemeinde kamen. Ein anderes Beispiel: Ein katholisches Krankenhaus in Halle an der Saale ist durch den dort tätigen Diakon inzwischen in enger Kooperation mit der Kirchengemeinde und dem örtlichen Caritasverband immer mehr zum Kristallisierungspunkt vieler gemeindlicher, caritativer Aktivitäten geworden. Eine Begegnungsstätte zwischen Christen und Nichtchristen, zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen. Und mit vielen kirchenfernen und ungetauften Menschen, Jugendlichen wie Familien. Diese finden unter anderem einen Kontakt zur Kirche durch die von den Seelsorgern angebotene intensive Vorbereitung und Gestaltung von Lebenswendeferien für Jugendliche, als Alternative zu der Jugendweihe – mit jährlich kontinuierlich steigenden Zahlen. So ist die Zahl innerhalb weniger Jahre auf ca. 250 Anmeldungen für das Jahr 2013 angewachsen, die Anmeldungen für 2015 liegen bereits bei ca. 450 mit steigender Tendenz.

Alten- und Pflegeheime, Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen, Einrichtungen die Kinder- und Jugendhilfe, Kindertagesstätten, sozial belastete Regionen – sie alle sind natürliche Begegnungsorte von Gemeindegliedern mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, anderen Lebenswirklichkeiten, anderen Glaubensüberzeugungen und anderen Formen der Spiritualität. Um dies zu entdecken und zu erfahren, bedarf es aber eines Aufbruchs und Einlassens auf diese für Gemeinden oft „fremde Welten“. Mit dieser Sichtweise verbunden ist ein Perspektivenwechsel im Hinblick auf Orte sowie zentrale Felder und Aufgaben zukünftiger pastoraler Arbeit.

Caritative Einrichtungen als Begegnungsorte und Kristallisationspunkte von Gemeinde

In vielen Gebieten der östlichen Diözesen wird auf dem Hintergrund des Gesagten bald Realität sein: Caritative Einrichtungen werden für die Gemeindeglieder zentraler Begegnungsort sein. Ja, in solchen Einrichtungen wird sich eine neue Gestalt von Gemeinde entwickeln, auch aus der Begegnung mit Nichtchristen heraus. Kirchenrechtlich wird die Territorialgemeinde bestehen bleiben, nur die Orte der Begegnung, der Gemeindeerfahrung werden sich verändern. Sie sind die Chance, Kirche neu zu gestalten mitten unter den Menschen.

Caritative Einrichtungen als Orte der Gotteserfahrung und lebendiger Spiritualität

„Die Unternehmen der Caritas sind Teil der „pilgernden und suchenden Kirche“ in der Welt und damit Orte der Erfahrbarkeit der Nähe Gottes (vgl. Kol 3,11; 1 Kor 15,28).“⁶ Diese Feststellung der Delegiertenversammlung des Deutschen Caritasverbandes gibt ein langangelegtes Entwicklungsziel vor und ist von mehrfacher Bedeutung. Zum einen definieren sich Caritasverbände und ihre Mitglieder als wirtschaftliche Unternehmen, die auf dem Sozialmarkt im Wettbewerb mit anderen Anbietern stehen. Gleichzeitig verstehen sie sich gerade auch in dieser Entwicklung als Teil der „pilgernden und suchenden Kirche“, auch der gemeindlichen pilgernden und suchenden Kirche. Gerade deshalb sind sie Orte der Gottesbegegnung und Gotteserfahrung.

Dieses Verständnis geht von der Überzeugung aus, dass Gott gemäß dem Prinzip von Ignatius von Loyola in allen Dingen, Ereignissen und Menschen lebendig und zu finden ist. Mit Aussagen während des Weltjugendtages in Rio de Janeiro weist wiederum Papst Franziskus mit Aussagen wie „Gott ist real, wenn er sich im Heute zeigt“, „Gott ist überall“ darauf hin, dass es der Auftrag der Kirche, der Christen, der Menschen ist, Gott zu suchen und zu finden.⁷ In seinem ersten Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ unterstreicht er noch einmal diese Perspektive: „Die anderen kirchlichen Einrichtungen, Basisgemeinden und kleinen Gemeinschaften, Bewegungen und andere Formen von Vereinigungen sind ein Reichtum der Kirche, den der Geist erweckt, um alle Umfelder und Bereiche zu evangelisieren. Oftmals bringen sie einen neuen Evangelisierungseifer und eine Fähigkeit zum Dialog mit der Welt ein, die zur Erneuerung der Kirche beitragen.“⁸

Vor diesem Hintergrund ist damit aber auch ein wesentlicher Gedanke für die Weiterentwicklung des katholischen Profils von Einrichtungen eine neue, zutiefst christliche Sichtweise des Menschen verbunden. Wenn Gott jeden Menschen uneingeschränkt und bedingungslos als sein Geschöpf liebt, dann trägt der Mensch diese Liebe in sich und gibt sie anderen weiter. Jeder Mensch, ob glaubend oder nicht glaubend, kann diese Liebe anderen weitergeben und kann damit zum Heil, zur Heilung, zur Menschwerdung, zur gerechten Gestaltung von Gesellschaft beitragen.⁹ Dieses Grundverständnis und diese Überzeugung vorausgesetzt, lässt die Frage des Inhalts eines katholischen Profils einer caritativen Einrichtung und der Caritasverbände in einem neuen Licht erscheinen. Dieses Profil geht zunächst davon aus, dass jede und jeder, die oder der sich für den Dienst in einer katholischen Einrichtung entscheidet, Mitarbeitende am Heil der Menschen ist und durch sie und ihn die Liebe Gottes erfahrbar wird. Dies bedeutet aber gleichzeitig die Überzeugung, dass jeder Mensch seine eigene, ihm geschenkte Spiritualität, ein ihm geschenktes Geheimnis in sich trägt. Daher stellt sich nicht zuerst die Frage, wie viele Mitarbeitende müssen katholisch sein, dass eine Einrichtung katholisch ist, sondern welche Rahmenbedingungen und Begleitungen für Mitarbeitenden stellen Kirche, katholische Einrichtungen und Verbände zur Verfügung, dass Mitarbeitende die Möglichkeit haben, christliche Grundhaltungen kennen zu lernen und diese mitzutragen – ja mitzugestalten.

⁶Vgl. Punkt I, 1 Leitlinien für unternehmerisches Handeln der Caritas - Beschluss der 6. Delegiertenversammlung des DCV, Essen, den 16. Oktober 2008,

⁷Vgl. Papst Franziskus a.a.O. S. 18

⁸Papst Franziskus: Apostolisches Schreiben Evangelium Gaudium, Erstes Kapitel, 29, 24.11.2013

⁹Vgl. hierzu auch ebenda S. 19 zum Thema „Wie versteht der Mensch sich selbst“

Mit meinem Gott springe ich über Mauern

Wenn diese Überlegungen zu den Grundzügen die Realität kirchlicher Gemeinden und Einrichtungen stimmig sind, dann bedarf es „Mut und Kühnheit“, über eine ganze Reihe von Mauern zu springen, ohne genau zu wissen, was auf der anderen Seite zu erwarten ist. Aber die Sprünge sind, wie die Überlegungen zeigen, mit einem Sicherheitsnetzausgestattet – mit Gott selbst, der mit dem Menschen über die Mauern springt. Das gilt gerade vor dem Hintergrund der Entwicklungen in den Bistümern im östlichen Teil Deutschlands, die vor 25 Jahren den Sprung über die Mauer mit gewagt haben, ohne zu wissen, wo sie landen werden. Sie haben mit „Mut und Kühnheit“ ganz Besonderes entwickelt und gestaltet. Sie sehen sich aber heute in einer - nicht zuletzt bedingt durch ihre Geschichte - immer mehr säkularisierten Gesellschaft weiteren besonderen Herausforderungen gegenüber. Darin werden sie immer mehr Vorbilder und Mutmacher für die Bistümer des westlichen Deutschlands. Eine zentrale Frage in diesem Prozess ist: Wie kann Katholische Kirche, können katholisch-caritative Einrichtungen, können Caritasverbände und ihre Mitgliedsorganisationen, Unternehmen der Caritas den Sprung im Vertrauen auf Gottes Nähe Kirche der Zukunft und gleichzeitig anerkannte und gewichtige Mitgestalter von Gesellschaft bleiben.

Schon seit langer Zeit haben Unternehmen der Ordensgemeinschaften sich dieser Herausforderung gestellt und ausgehend von ihrer Ordensspiritualität Wege der Vereinbarkeit von Unternehmen und Kirche gesucht – mit allen Höhen und Tiefen, die diese Prozesse mit sich gebracht haben. Auch in vielen Caritasverbänden und deren Mitgliedsverbänden sind neue Wege gegangen worden. An manchen Orten bereits auch in der Kooperation zwischen Caritas und Pastoral.

Aus meiner Sicht bedarf es aber mehr „Mut und Kühnheit“ für weitergehende vertrauensvolle Sprünge und damit für Perspektivenwechsel:

Zentrale Aspekte für die Weiterentwicklung von kirchlichem Handeln sollten meines Erachtens bei aller struktureller Eigenständigkeit von kirchenamtlichen Strukturen und Strukturen der Caritasverbände und kirchlichen Einrichtungen u. a. die folgenden sein:

- Katholische Einrichtungen und Caritasverbände und deren Mitgliedsverbände sollten verstärkt als zentrale pastorale Felder und als natürliche Begegnungsorte mit Menschen in anderen Lebenswirklichkeiten erkannt und gestaltet werden.
- Gemeinsam auf Augenhöhe und mit der jeweiligen Kompetenz sollten Einrichtungsleitungen und pastorale Mitarbeitende diese zentralen pastoralen Felder für die und mit den Bewohnerinnen und Bewohnern und Mitarbeitenden gestalten.
- Dort, wo in Gemeinden Offenheit für diakonisch-caritative Fragen ist, sind die Caritasverbände gefordert, die Gemeinden in ihrem diakonischen Bewusstsein und dem Aufbau von caritativen Initiativen und Gruppen zu unterstützen.
- Gemeinsam sollte gefördert werden, dass katholische Einrichtungen und die Angebote der Caritas selbstverständlich verstanden werden als Orte der Gemeindebildung, an denen die Gemeinde ihre Feste feiert, Gremiensitzungen u. a.. Damit werden die Einrichtungen zu Orten der Beheimatung sowohl für die

Gemeindemitglieder als auch für die Bewohnerinnen und Bewohner sowie die Mitarbeitenden werden.

- Gleichzeitig sollten die Einrichtungen als Orte der Gottes- und Glaubenserfahrung gefördert und erfahrbar gemacht werden.
- Insbesondere in den Gebieten, die von einer besonderen säkularisierten Diaspora und damit von einer langsamen Vereinzelung von Gemeindemitgliedern betroffen sind, wo Kirchen und Gemeindezentren als Mittelpunkteinrichtungen nicht mehr gehalten werden können, sollte schon konzeptionell in gemeinsamer Planung zwischen Einrichtungsleitung und Pastoral auf eine Gestaltung der Einrichtung als zukünftigenMittelpunkt-und Begegnungsort von Gemeinde hingearbeitetwerden.
- Wo es möglich ist, katholische Zentren mit Gemeinde, Kindertagestätten, stationären und ambulanten caritativen Einrichtungen vor Ort etc. zu bilden, sollten die Verantwortlichen aus Pastoral und Caritas auf Augenhöhe gemeinsame pastorale und caritative Schritte planen und umsetzen.
- Eine Strategie der Kommunikation und Kontaktnahme mit den 80% Katholiken, die keinen Kontakt mehr zur Gemeinde haben, sollte entwickelt werden. Dies gerade auch in Respekt davor, dass viele dieser Gemeindemitgliedersich in Vereinen, Initiativen, in Politik oder in anderen Zusammenhängen, auch vor Hintergrund ihrer christlichen Sozialisation, einbringen und damit Menschen erreichen, die Gemeinde nicht mehr erreicht.
- Dafür bedarf es einer Bereitschaft, wechselseitigvoneinander zu lernen und sich zu verändern, statt einseitigdie Botschaft des Evangeliums bringen zu wollen. Dies bedeutet eine Sichtweise, die alle als Träger der Liebe Gottes und Mitgestalter anerkennt. Es ist eine Haltung des Lernens im Dialog unter gleichberechtigten Partnern, die aneinander wachsen.
- Dazu gehört auch ein Verständnis, dass nicht-christliche MitarbeitendeVermittler der Liebe Gottes sind.
- Die Bewertung von gesellschaftlichen und sozialen Vorgängen ist daher nicht mehr alleine aus der Enge kirchlicher Strukturen als Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens vorzunehmen, sondern von allen Standorten her. Dies bedeutet zum Beispiel zu erkennen, dass Kirche und Gemeinde in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen oftmals diejenigen sind, die am Rande des gesellschaftlichen Lebens stehen und bedeutungslos geworden sind oder zu werden drohen. Die Welt nicht nur aus dem engen Blickwinkel kirchlicher Strukturen und Bewertungswirklichkeiten zu sehen, zu bestimmen und zu beurteilen, sondern die Welt von allen Standorten anzuschauen, zu verstehen und sich darauf einzulassen, ist wesentliche Voraussetzung für die Veränderung einer inneren Haltung und für eine Neuorientierung.
- Damit rücken die Menschen, die krank sind oder in materieller und sozialer Armut leben, Menschen in Gefängnissen und viele andere Vergessene in den Mittelpunkt kirchlichen und gemeindlichen Handelns.

- Die Konsequenz hieraus ist nicht nur die Einladung der Menschen in die Gemeinde, sondern zuerst das Hinausgehen zu ihnen in ihre Lebenswirklichkeiten gemäß der Lebensweise und Haltung Jesu.
- Dies bedeutet, sich auf Neues, Ungewisses, auch Angstbesetztes einzulassen in dem Vertrauen, dass Gott in allen Dingen, Ereignissen und Menschen ist. Wege und Räume zu eröffnen, damit Menschen innerhalb und außerhalb von Kirche und Gemeinde den Dialog als spirituelle Grundhaltung und Leitlinie erproben und leben können. Das ist zentrale Herausforderung im Zusammenspiel zwischen Caritas und Ihren Einrichtungen und der Pastoral.
- Einen besonders hohen Stellenwert sollten in diesen Überlegungen die Ansätze haben, die ökumenisch gestaltet werden können.
- Zu einer Perspektive gesellschaftlicher Relevanz von Kirche um der Menschen willen gehört aber auch die Förderung von politisch Engagierten, die Politik aus einem christlichen Wertverständnis heraus betreiben. In den Parlamenten der östlichen Bundesländer ist abzusehen, dass die Zahl christlich geprägter Politikerinnen und Politiker in 10 bis 15 Jahren nur noch gering sein wird. Die westlichen Bundesländer werden nachziehen. Es bedarf einer Strategie, wie junge christlich inspirierte und gleichzeitig politisch interessierte Menschen gefördert werden, damit Kirche auch hier ihrer zentralen gesellschaftsgestalterischen Aufgabe gerecht werden kann.

Es gibt sicherlich noch weitere Aspekte der Konsequenzen aus Realitäten und Lebenswirklichkeiten. Die jetzt beschriebenen allerdings zeigen die konkreten Herausforderungen ausreichend auf. Sie machen aus dem Wissen und der Erfahrung des in allem nahen Gottes deutlich, dass nicht Resignation über eine scheinbar aussterbende Kirche angebracht, sondern hoffnungsvolles und am Leben der Menschen orientiertes kraftvolles und lebensbejahendes Weiterentwickeln in allen Lebensbereichen und Zusammenhängen möglich und gestaltbar ist. Dazu müssen sich alle Kräfte im katholischen Raum auf Augenhöhe vernetzen. insbesondere Caritas und Pastoral. „Mit meinem Gott springe ich über Mauern“ – dieses Wort des Psalms 18 könnte ein Leitmotiv für diese Gestaltung der Zukunft sein – mit „Mut und Kühnheit“. Die Katholische Kirche Deutschlands und insgesamt das Geschenk immer mehr nutzen, in dieser Perspektive in Papst Franziskus einen Solidaritätspartner mit sich auf dem Weg zu wissen, der nicht nur im Wort, sondern vor allem in seinem Leben mit „Mut und Kühnheit“ vorangeht.

Bernhard Brantzen, Diakon